

Dichterische Heimatkunde*.

Von Kurt Vancsa.

Es ist eines der vielen Wunder der deutschen Sprache, um deren Geheimnisse seit Hamann, Herder und Wackenroder die Weisen und Klugen, die Dichter und Philosophen so gerne sich mühen, daß auch in dem Wort Heimatkunde eine Klang- und Sinnzweiheit liegt¹. Strenge Scheidung in ein So und Anders bringt für unsere Untersuchung die notwendige Klärung. Lösen wir vorerst die Klangzweiheit auf. Der Heimatforscher² bringt Kunde von der Heimat, der Dichter ist ein Kündere der Heimat³. Zeigt sich dem Feinhörigen schon danach das Unterscheidende (mager und gedehnt die erste, voll und wuchtig die zweite Wendung!), so wird bei der nun folgenden Auflösung der Sinndoppelung die in unserem Fall gewünschte Sachlage völlig klar. Wie immer der Begriff Heimat gedeutet oder auch vom Gelehrten (Eduard Spranger, Karl Lechner) bestimmt wird, man ist sich darüber einig, daß er, vom Urgrund des Herzens kommend, nur von daher in seiner Weite und Tiefe zu erfassen ist. Dieses stark gefühlsmäßige Innehaben, Erleben der Heimat vorausgesetzt, kann sein Ausdruck verschiedenartig und verschiedenwertig sein. Fleißig und mühevoll sammelt der Heimatkundler, was ihm über Lage, Geschichte, Kulturleben, Wirtschaft seiner Heimat Auskunft geben könnte, sichtet das Material und schreibt das so Erkundete und

* Der vorliegende erste Versuch dient der Deutung dieses Begriffes, der — so viel ich sehe — erstmalig von mir geprägt wurde (vgl. „Unsere Heimat“ 1936, S. 128 f.). Ob er glücklich gewählt ist und sich bewährt, wird sich in Hinkunft erweisen. Gewiß ist, daß er eine dichterische Sondererscheinung benennt, die erst in den letzten Jahren allmählich eine festumrissene Gestalt gewonnen hat. Naturschilderungen und Landschaftsbeschreibungen für sich oder auch in den Rahmen einer Dichtung eingefügt, sind von der Betrachtung ausgeschlossen. Es handelt sich nicht um eine eigentliche Neu-Schöpfung, sondern eine völlige, unserer Zeit gemäße Neu-Formung, d. h. Ausbildung, Erweiterung und Vertiefung von deutlich sichtbaren Ansätzen. Und das besagt viel in einer Zeit, die noch auf manchen Gebieten nach einer sinnfälligen Gestaltung ringt.

¹ Als Kuriosum sei mitgeteilt, daß das Wort Kunde, künde im Tristan (Vers 11599) und auch sonst im Mittelhochdeutschen (Reinbot von Durne: der heilige Georg, in: Zit. f. dt. Altertum VII. S. 316, Minnesinger, hg. von Hagen II. 230 a) im Sinne von Heimat gebraucht wird, danach unser Wort Heimatkunde eine Tautologie wäre.

² Leider beschränkt sich seine Arbeit oft nur auf bloßes Registrieren und Aneinanderreihen des gesammelten Materials, zumeist nach dem längst verbrauchten Schema: Aus Urgroßvaters- und Großvaters Zeit, Was die Eltern erlebten..., Schule, Feuerwehr, Gefallene des Krieges!

³ Die beiden entscheidenden Wendungen habe ich mit Absicht rhythmisiert.

als wesentlich Erkannte nieder. Anders der Dichter! Wie er in allem sonst unser Leben, unser Denken, Fühlen und Schauen erweitert, vertieft und bereichert, so auch hier. Gewiß ist ihm die Arbeit des Forschers wichtig genug, aber sie genügt ihm nicht, ist Gerippe ohne Fleisch und Blut und er braucht Leben, er braucht mehr noch: die Seele. Er muß der Landschaft ins Antlitz schauen können, ins fröhliche und herbe, ins wehe und müde, ins blutig geschlagene und unirdisch gelöste. Erst dann geht ihm das Schicksal Landschaft auf. Er muß den Menschen ins Gesicht und durch bis ins Herz sehen können, seine Hände und sein Kleid und wie er zur Kirche geht und seine Arbeit tut, sein Dorf und seine Stadt, wie er ins Leben wandert und aus der Welt. Dann erst weiß er vom Schicksal Mensch. Und nun kehrt der Dichter heim zu sich und staunt, wie eins im andern sich spiegelt und klingt und wie alles zusammengehört im ewigen Kreislauf vom Gewesensein, Sein und Werden. Er hat die Seele der Heimat in sich. Er ist ein Weiser und wird ein Künzler der Heimat¹. Es liegt mir selbstverständlich ferne, den Dichter gegen den Heimatforscher auszuspielen, die Arbeit des letzteren so zu entwerten. Ich will nur die Tiefenwirkung und den weitaus höheren volksbildnerischen Wert der dichterischen Heimatkunde betont wissen. Folgendes Beispiel mag das Gesagte blitzartig beleuchten. Bei Betrachtung der heimatlichen Siedlungs- und Hausform wird sich der Heimatkundler mit der bloßen Beschreibung des mehr oder minder gewissenhaft Erforschten begnügen, der Dichter dagegen, der dankbar das Erforschte als Unterlage hinnimmt, geht weiter. So sagt z. B. Hermann Eris Bussé, der Verfasser der berühmten Schwarzwaldtrilogie „Bauernadel“ im Band „Baden“ der Sammlung „Deutsche Volkskunst“ (München, Delphinverlag) im Anschluß an die durch eine sehr instruktive Grund- und Aufrißzeichnung gestützte Darstellung der badischen Hausformen:

„Der Franke, der gerne in Gesellschaft lebt, das Beisammensein mit Volksgenossen liebt, froh sich fühlt in fröhlicher Landsmannschaft, was auch seine Art, laut und mit Gebärden zu sprechen, herausgebildet hat, er käme um auf den Höfen und Höhen des Schwarzwaldes, deren Einwohner nicht aus sich heraus leben, sondern in sich hinein, deren Besitzer etwas Selbstherrliches in ihrer kargen, aber stolzen Lebensart zeigen und wohl gastfreudlich, niemals aber gesellig sind.“

Das völlige Anderssein ist wohl auffällig genug! Der Forscher stellt mehr oder minder sichere Tatsachen fest, die der Fachmann und der Studierende sich merken oder merken sollen —, der Dichter gibt ihnen aber erst Leben, das er selbst erlebt hat. Der Forscher lehrt sehen (im Sinne des mit-den-Augen-Photographierens), der Dichter lehrt schauen (im Sinne des in-die-Seele-Sammelns —

¹ Über die Bedeutung der Wörter Kunde, künden vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, V. Sp. 2620 ff. Besonders sei hier vermerkt, daß das älteste deutsche „Passional“ (13. Jh., Ausgabe von F. K. Köpke, 1852, I, 18) Kunde im Sinne von Weisheit verwendet.

man denke an Gottfried Kellers „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält“)¹.

*

Wie in so vielen Belangen hat auch auf dem Gebiet der dichterischen Heimatkunde die Romantik entscheidende Anregung gegeben. Und zwar tritt sie hier in Form von Reiseberichten und Wanderungen „Mit dem Stab in der Hand“ auf². Einige grundsätzliche Erwägungen mögen hier vorerst eingeschoben werden. Der Begriff Heimat ist im Rahmen unserer literarischen Erscheinung weit gezogen, er wird nicht bloß im Sinne des Heimatortes, der Heimatgemeinde, er wird darüber hinaus als Heimatland im großen Raummaß verstanden. Ergibt sich von daher gesehen schon eine starke Verschiedenheit, so ändert sich das Bild auch je nach der Darstellungsform. Es zeigt sich anders, wenn der Dichter gleichsam auf der Reise, unter dem unmittelbaren Eindruck berichtet, oder auf besinnlicher Wanderung im Land die Eindrücke niederschreibt. Ein Bericht von einer Reise mit Auto oder Bahn sieht anders aus als Tagebuchvermerke oder Briefe eines Fußwandern den; Eindrücke, unmittelbar niedergeschrieben, unterscheiden sich wieder von einer Darstellung, die gleichsam in nachheriger Gesamtüberschau gegeben wird, oder in Form von Lebenserinnerungen. Es zeigt sich auch ein völlig anderes Bild, wenn ein Dichter von der Fülle des andrängenden Stoffes in seliger Heimattrunkenheit sich hymnisch befreit, wenn er in beschaulicher Eindringlichkeit Kleines und Großes in Dingen und Geschehen einsammelt oder dem Verborgenen, Ungeahnten in Entdeckerfreude sich aufschließt. Und schließlich sind auch die Töne nicht gleich, ob Wehmut über verlorene Heimat klagt oder Freude jubelt über die beglückte, ob heiliger Zorn die treulose Heimat richtet oder für die geshmähte sich wehrt. Wie eine Illustration zu der hier aufgezeigten Vielfalt erscheint „Das Deutsche Wanderbuch“, das kein geringerer als Josef Hofmiller herausgegeben hat (München, Callwey, 1931).

¹ Daß es dem bescheidenerweise anonymen Verfasser des „Kurzen Führers durch das Goethehaus“ (Weimar, 1938) mit ein paar schlichten Worten gelingt, bei der Beschreibung von Goethes Arbeits- und Sterbezimmer die unfaßliche Weile des Raumes wahrhaft erleben zu lassen, zeigt, wie sehr ein reiner und unbeschwerter Sinn und die nötige Ehrfurcht vor dem Großen zu innerlich beschwingter Darstellung befähigt. Ich möchte nur wünschen, daß jeder Pilger nach Weimar das Goethehaus mit diesem Führer und nicht mit den Baedeckers und Griebens oder Meyers betritt!

² Die Reisebücher des 17. Jh. (Martin Zeiller's „Fidus Achates, oder der getreue Rayssgefährt“ 1651, Sigmund von Birken's „Hochfürstlich Brandenburgischer Ulysses“), sowie die „Empfindsamen Reisen“ in der Nachfolge der Fielding, Schummel, Hermes in der 2. Hälfte des 18. Jh. mögen als Schrittmacher gelten, da sie schon manche Ansätze zeigen. Als ein früher Vorläufer muß aber der Klosterbruder Johannes Butzbach mit seinem „Wanderbüchlein“ (1505) genannt werden, in dem schon viel Gutes und schön Empfundenes über Landschaft, Tracht und Bauten seiner süddeutschen Heimat steht.

Es umfaßt Schilderungen von Meistern in der Kunst des Wanderns von Goethe bis in unsere Zeit und ist eine in der künstlerischen Gewichtigkeit und stofflichen Buntheit der Proben sehr anschauliche Übersicht über den Gehalt- und Gestaltwandel dieser Erscheinung bis hin zur heute ausgeprägten Form. Was dem aufmerksamen Betrachter zunächst auffällt, ist die völlige Unbeschwertheit von Wissen in den frühen Schilderungen. Sie beschränken sich auf das gefühlsmäßige Erfassen des Gesehenen, die rein dichterische Beschreibung des betretenen Neulands, wie die liebesselige Vision der Bettina Brentano (1785—1859) oder die uns heute fast spielerisch anmutende Besteigung des „gigantischen Felsengebirges“ des Rigi durch Wilhelm Heins e (1749—1803) zeigen. Es ist viel von jenem romantischen „durch die Wälder, durch die Auen“, wie es am reinsten in den hier nicht vertretenen Arnim und Eichendorff singt, in diesem Buch, also noch ganz jene Trunkenheit, der ein Wald wie der andere, eine Burg wie die andere schön sind, die nichts weiß, als daß diese Dinge da sind zum Schauen und Singen. Um ein Beträchtliches weiter führt schon Ferdinand Kürnberger (1823—1879). Schon daß er nimmer „in's Blaue“ geht, sondern einem Reiseziel, von dem er bereits eine bestimmte Vorstellung hat, zuwandert, zeigt, daß er den Willen hat, etwas Bestimmtes zu erkunden. Gutenstein, die Wachau, Kaltenleutgeben, das sind die Gebiete, die er als Junge von Wien aus mit Ranzen und wenig Geld, weglos oft, sich neu erschließt, trotz romantischem Ehrgeiz viel zu burschikos und naseweis, aber schon mit einem ihn später so sehr auszeichnenden kritischen Sinn, dem manches auffällt, was wir heute dankbar buchen wollen. Geht Kürnberger noch sozusagen auf Entdeckung aus, so nimmt der bekannte Alpenschilderer Heinrich Noe (1835—1896) manches Wissen mit auf seine Fahrt von Rosenheim nach Kufstein und in seiner reizvollen Schilderung schließt sich uns schon ein Stück Schicksal des Landes auf. Der Weg ist nicht mehr weit, der hinführt zu der ungemein lebensvollen, reiches Fachwissen in leidenschaftlich beschwingte Form kleidenden Beschreibung der weitberühmten Wieskirche durch Josef Hoffmiller (1872—1933) und dem schönen, feierlich getragenen Hymnus auf Frankfurt am Main von dem kürzlich viel zu früh verstorbenen Rudolf Georg Binding (1867—1938). Ferdinand Kürnberger, von dem wir nur leider nichts Abgerundetes auf diesem Gebiet besitzen, gehört mit seinen Schilderungen in die Reihe der vielen vormärzlichen und auch späteren Reiseschriftsteller, die gerade in unserer engeren Heimat häufig sind: M. A. Becker, Gaheis, Reil, Schultes, Weidmann und andere¹. Man findet manches

¹ Über diese freundliche Reiseliteratur geben die Arbeiten von Rudolf Latzke im 17./18. Jahrgang des vorliegenden „Jahrbuchs“ und von Heinrich Güttenberger in Güttenberger-Bodo „Das südöstliche Niederösterreich“ (Wien, 1929) reichen Aufschluß. Ergänzend: Heinrich Güttenberger „Franz de Paula Gaheis“ (Wien, 1927, S. 174 ff.) und „Heimatfahrten von gestern und heute“ (Wien, 1925).

poetische Gemüt unter ihnen, dem ein liebevolles Verweilen auf den oft noch mühsamen, aber durch die Entdeckerfreude beschwingten Wanderungen innere Notwendigkeit ist. Noch aber sind die Formen unsicher und keine Einheitlichkeit in den Absichten erreicht, dort überwiegt der dichterische Lobpreis und hier die bloße Beschreibung¹. Aber drei Werke des 19. Jahrhunderts stehen an der Wiege unserer dichterischen Heimatkunde. Dichtungen von starker persönlicher Eigenart und darum besonderem Reiz, die Wissen und Erleben von Landschaft- und Menschenschicksal in geschlossene Form bringen: die „Bilder aus Westfalen“ der Anette von Drost-Hüllhoff (anonym gedruckt in Guido Görres' „Hist. polit. Blättern“ 1845), Adalbert Stifters Studien „Aus dem alten Wien“ (1841—44) und Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862—1882).

Von hier führt unmittelbar der Weg hin zu jener Grundform, wie sie sich heute ausgebildet zeigt. Meist wenig oder nicht beachtet sind diese Schöpfungen neben dem eigentlichen dichterischen Werk und doch sind sie reinster Ausdruck der Persönlichkeit, geben Aufschluß über das landschaftliche und stammliche Verwurzeltheit des Dichters und so manchen Blick frei in die Tiefen der Dichterseele. Es ist ungemein reizvoll und aufschlußreich, die Vielfalt zu beobachten, in der immer wieder die eine Grundform sich ausdrückt. Sie zeigt sich am reinsten in den Büchern von Hermann Eris Busse, Hans Kloepfer, Josef Friedrich Perkonig und Jakob Schaffner. An diesen Beispielen wird auch das, was ich unter dichterischer Heimatkunde verstehe, unschwer klar gemacht. Es ist nicht zufällig, daß drei dieser Dichter rein beruflich irgendwie mit Heimatkunde zu tun haben oder hatten. Busse als ehemaliger Schulmann und jetziger Herausgeber der mit unserem Verein in freundschaftlichem Tauschverkehr stehenden Veröffentlichungen „Badische Heimat“ und „Mein Heimatland“, Perkonig als Schulmann und ehemaliger Herausgeber der Zeitschrift „Kärnten“ und Klöpfer als ein in der Geschichte und Landschaft seiner steirischen Heimat vielbewanderter Landarzt. Und vielleicht hat Schaffner als junger Wanderbursch schon mit rechten Heimataugen schauen gelernt. In einer Reihe von Büchern und Sammelwerken hat Busse seine Heimat gepriesen². Zusammengesehen schließt sich uns das viel-

¹ Es wäre ungerecht, würde man hier nicht noch ein gutes Wort finden für den uns heute unentbehrlich gewordenen Baedeker. Er hat zweifellos auch in Vielem der dichterischen Heimatkunde, ihrer Verbreitung und Aufnahme vorgearbeitet. Viel mitgeholfen hat, daß Karl Baedeker (1801—1859), der Begründer dieses vortrefflichen Unternehmens, seine Handbücher nach persönlicher Anschauung geschrieben hat. Es ist nicht uninteressant, besonders an Hand der älteren Jahrgänge zu verfolgen, wie neben den rein praktischen Angaben, doch auch manches Bemerkenswerte sich findet über eine besonders reizvolle Landschaft, die oder jene lokale Eigenart und über menschliche Eigenheiten, die man schließlich auch als stammlich bedingt ansehen kann.

² Badische Heimat: XIX. 1932. (Hochrhein und Hotzenwald), XXI. 1934. (Zwischen Bodensee und Donau), XXIII. 1936. (Überlingersee

bewegte, das vieltönige und vielfarbige Bild dieses deutschen Landes auf, die Geschichte, die Kunst- und Volkstumsgeschichte, lebendiges Brauchtum und das Antlitz der Menschen, Schicksal und Gesicht der Landschaft. Ein Reichtum im engen Raum, der verwirrend wäre, löste nicht des Dichters Zauberspruch Schleier um Schleier und brächte also Ordnung und Ruhe in die starke Bewegung. Und ohne Störung, ohne die Aufdringlichkeit des notwendig entzauberten Gelehrtenwissens bringt er gegebene Tatsachen, sogar die Sprödigkeit der Jahreszahlen dort nicht scheuend, wo sie zwangsläufig hingehören. Er umgeht auch nicht, wo es ihm vorteilhaft erscheint, eine nüchterne Planmäßigkeit in der Führung. Kaum aber, daß der, der mit ihm wandern darf, solches Gelenktwerden merkt, hat ihm der Dichter auch schon die Augen geöffnet für das kommende Bild. Und er hat für jedes der Bilder sein eigenes Zauberwort bereit. Ein treffendes Beispiel, das zugleich die hohe Kunst des weisen Sich-Beschränkens zeigt, für viele:

„Die Landschaft über dem Murgtal auf den Höhen ist eine kaum betretene Welt. Das Wildseemoor bei Kaltenbronn wird zwar viel besucht wegen seiner eigenartigen Schönheit, aber doch nicht überlaufen. Es gibt noch Zeiten, wo das Moor mit sich allein bleibt. 1749 hieß es das Hermannsmoor, nachher eine Weile der Hornsee mit dem Hornseemiss. Es liegt 900 m hoch in der Linie zwischen Baden-Baden und Wildbad. Die Grenze zwischen Baden und Württemberg teilt das Moor unter Brüdern sozusagen. Schwermütig brütet der Sommer über Wasser und Bruch. Merkwürdige Pflanzen spreiten sich im Torfmoorpolster, der wilde Rosmarin, die Moosbeere, die Rasensimse, Scharen von zarten Wollgrasfahnen wehen im leisen Wind. Wie Waldschrattrecken sich verknorzte, zum Teil schlängelhaft gewundene Baumgebilde in die Luft. Gespenstische Landschaft, besonders im Mittag. Leise plätschern die Krickenten zwischen dem Schilf. Am Boden raschelt es wie von Schlangen, es sind aber Eidechsen, die scheu über sonnenheiß Wurzeln huschen. Keine Tages- und keine Jahreszeit erlöst je einmal diese Landschaft von der tiefen Schwermut, die über ihr schwebt oder lastet. Auch der Schurmsee, der fast unbekannt ist, er liegt über Schönmünzach, hat an dieser Schwermut teil, obschon er lieblich ruht, heimelig fast, und den, der ihn findet, wie sein Eigentum annimtet. Während unten im Murgtal Großgewerbe aller Art, vor allem die Holz- und Eisenwerkarbeit, Kraftfahrwerke, die Eisenbahn, die Kraftwerk-anlagen der Schwarzenbach-Murgtalelektrizität das ehemals so stille Land mit Lärm und Lebttag und Hast erfüllen, bleiben die Höhen der Natur verbunden, dem Bauerntum, den Waldleuten. Man sieht viele hochgewachsene Leute mit starken, knochigen Gesichtern, wie aus Holz geschnitten, in der Landschaft, auch Männer mit lockigen Andreas-Hofer-Bärten durch die Waldwege gehen mit langen Schritten, die Axt auf dem Rücken. Und diese tirolisch anmutenden Männer, Einheimische, erweisen sich bei tieferer Nachforschung tatsächlich als Nachkommen eingewandter Tiroler oder Kärntner. Die Industrie hat dem Murgtal und auch den Ortschaften, die in die Hänge und Täler abseits hineingeborgen sind, fremden Zuzug gebracht. Das hat wie überall dem Volkstum mehr genommen als gegeben, das ist nie und nirgends aufzuhalten. Dem Volkscharakter und der Mund-

und Linzgau), XXIV. 1937. (Der Ufgau). Sämtliche: Freiburg im Breisgau. Haus „Badische Heimat“. — Deutsche Volkskunst XIII: Baden. München. Delphinverlag. — Alemannische Volksfastnacht. Karlsruhe. C. F. Müller. Ich danke dem Dichter für das Geschenk dieser Bücher, womit er meine Arbeit wesentlich gefördert hat.

art nach sind die Bewohner des Ufgaus vorwiegend alemannisch geartet. Dem Schwäbischen zu schwäbeln sie halt mehr, und bei Rastatt vorne im Murgtal mischt sich das Fränkische ein. Zwischen Oos und Murg liegt die Mundartschwelle.“

Was ist hier nicht alles ausgesagt in wenigen Zeilen! Für den Wißbegierigen, der auch das Geschaute nacherleben will und nicht bloß mit der gewiß trefflichen Auskunftei Baedecker sein Genügen findet, wüßte ich keinen besseren Führer und Wanderfreund durchs badische Land als den Dichter Busse. Vorerst andächtig lesen, danach das Gelesene erwandern und daheim wiederum nachlesen — das wird rechtes Erleben der Heimat! So habe ich es gehalten für meine Pilgerfahrt nach Weimar und mir wird darum Friedrich August Hohenstein's Wunderbuch „Goethe und Weimar“ dankbar in Erinnerung bleiben.

Perkonig¹ kann das Material, mit dem noch Busse gewissenhaft arbeitet, entbehren. Wir finden kaum mehr als gelegentlich flüchtige Hinweise auf ein geschichtliches Faktum und doch genügen sie uns, in den Rhythmus der Schau ganz unauffällig eingeflochten, zum Erlebnis der Schicksale Landschaft und Mensch. Bei Perkonig ist die Auflösung vom Dinglichen ins Bildliche deutlich spürbar, er nähert sich jener letzten und höchsten, der hymnischen Form, von der wir abschließend sprechen werden. Schon eingangs eine Wendung zeigt, wo hinaus des Dichters Buch „Kärnten“ will:

„Nur die Blinden, die Tauben können meinen, es sei die Drau hin und hin immer wieder dieselbe Drau, gewachsen zwar, doch ein Fluß wie jeder andere. Ach, solch Ungläubigen wird man es niemals begreiflich machen können, daß mit jedem Wassertropfen ein Tropfen Landseele schwimmt.“

Der Dichter führt erst den großen Flüssen entlang — ein Motiv, das gelegentlich auch Busse und Schaffner übernehmen — und schaut in ihnen den Blutkreislauf des Landes, weilt wie zur Sammlung im Herzstück der Heimat und läßt Erlebtes und Geschautes sich spiegeln in Märchen und Geschichten. Und den Bildern, den unvergleichlich schönen, gibt er durch sein Wort erst Leben —, es hat noch keiner vor Perkonig die Bildbeschriftung also wesentlich gemacht. Seite 34 des genannten Buches ist der Aufgang zur Ruine Ratzenegg abgebildet. Das schöne Bild erhält doch erst allen Zauber von des Dichters Spruch:

„Durch das zerfallende Tor geht man in eine Volkssage ein, Boden und Gemäuer leben von ihren Gnaden, Zeit ist auf einmal nur Traum.“

Noch stärker wirkt das dichterische Wort, wenn es um das Erleben der reinen Natur geht, wie in dem Lobgesang der Berge „Mein Herz ist im Hochland“. Da steigt vor uns (Seite 79), zu den Gipfeln hin noch nebelverhangen, das gewaltige Massiv der Langkofelgruppe auf:

„Unter einem düsteren, bewegten Himmel war das Bühnenbild eines göttlichen Theatermalers aufgerichtet, das nicht nur seine Farben in die Luft gezaubert hatte, die leuchtete von einer kühlen Feuchte; er hatte auch

¹ Kärnten, Deutscher Süden. — Mein Herz ist im Hochland. — Deutsche Ostmark. Sämtliche: Graz, Leykam.

seltsame Geräusche geschaffen, das Tosen eines fernen Wassers und ein feines Knistern, das kam von den Wollgräsern, die ein lüsterner Wind berührte. Alles war bereit für ein großes Spiel.“

Es ist wahrhaftig so, als ständen wir mitten drin in dieser erhabenen Szenerie, alle Sinne offen für die deutenden Worte des Dichters. Hier auch, in diesem Buch meistert Perkonig die Darstellung der fast dämonischen Naturgebundenheit des Bergmenschen, des Zusammenpralls von Schicksal Landschaft und Schicksal Mensch. Für den bergtrunkenen Menschen wüßte ich kaum ein sinnigeres Feiern als das andächtige Verweilen in diesem Heimatbuch unserer Alpen.

Und wieder wandelt sich das Bild bei Hans Kloepfer¹. Kloepfer ist der legitime Erbe eines Vogelweiders oder Eichendorff, ist fahrender Sänger. Wohl der „grünen Steiermark“, daß sie solchen Künster hat! Der Dichter taucht das Erwanderte, das Wissen selbst in lauter Poesie. Und er weiß viel vom Heimatschicksal, vom Schicksal der Großen und Geringen im Land, ein wandernder Arzt, der nicht nur den Puls fühlt, der auch auf den Gang der Seele horcht. Ein stilles Einsammeln des weisen Alters ist da, das auch dem kleinen Geschehen ein andächtiges Beobachten schenkt. Nicht die „etwas altfränkische Rückständigkeit“, die er tapfer bekennt, die Innigkeit der in sich seligen Heimatliebe macht sein Buch so herznah für jeden. Wie die alten treuen Chronisten gibt er Bericht vom Gestern und Heute, das ihm da und dort begegnet ist, und verklärt es in seinem dichterischen Wort. Das mag auch hier eine Stelle aus dem Buch anschaulich machen:

„Am Steinweg stand die uralte Schmiede und ihr gegenüber eine Barockkapelle in Form einer breiten zopfigen Nische mit lebensgroßem Bildwerk und unterhalb das kleine Spital, das als ständige Gäste ein paar alte Weiblein beherbergte. An der Stelle der heutigen Pfarrerställe senkte sich ein grüner Hügel gegen den Saggaubach und seine Ledererwerkstätten. Auf ihm standen alte Nußbäume, unter deren Schatten während des Hochamtes alte Leute saßen, die in der stets übervollen Kirche keinen Platz gefunden. Drüben über dem Saggaubach lag etwas flußaufwärts und schon in der Gemeinde Aibl das alte Hammerwerk, seit 200 Jahren in kleinem Umfange betrieben. Noch konnte man nicht wissen, daß aus ihm in den Fünfzigerjahren später die weitberühmte „k. k. privilegierte Stahlwerkschaff zu Eibiswald und Krummbach“ erwachsen sollte, deren Erzeugnisse bald Weltruf erlangten. Noch in meinen Kinderjahren konnte ich die schlanken Stahlstäbe bewundern, die in schmale Kisten mit eingebraannter türkischer Aufschrift verpackt, nach dem Orient gingen, um dann als Damaszener Klingen das Entzücken des Kenners zu bilden. Hat doch auch der Kreml zu Moskau noch Spiegel, die von der weltabgelegenen „Spiegelhütten“ unter der Koralpe stammen und auf Kraxen ins Lavanttal getragen wurden. Am Marktausgänge endlich führte über die Saggau an Stelle der einstigen Furt seit 1778 eine Brücke beim Johanneskreuz, vor der an Markttagen der Schlosser Gritsch die Maut einzunehmen hatte von Vieh und Krämerware, die von der Leutschach-Arnfelerstraße oder von Altenmarkt her zu Markte geführt wurde. Zwischen der Saggau- und Mühlgangbrücke lag wie heute die alte Leinwandbleiche. Aus dem

¹ Sulmtal und Kainachboden. Ein steirisches Bilderbuch. Graz, Alpenlandbuchhandlung Südmark.

Ort führte die alte Straße, im Mittelalter Rennstraße genannt, am herrschaftlichen Lampuschteiche, darauf zu Zeiten Irrlichter tanzen sollen, und an der Johanneskapelle vorüber auf die Höhen des Wiesberges mit seiner entzückenden Fernsicht nach dem jungen Wies mit seiner eben erst entstandenen Wallfahrtskirche und über Gleinstätten in die weite, weite Welt.“

Der Dichter sagt eben immer noch um den Herzton mehr! Es scheint, als käme diese Form dichterischer Heimatkunde unserem Empfinden am nächsten. (Die Bilder der Malerin Singer-Hiesleitner fügen sich mit romantischer Duftigkeit in die Dichtung ein.)

Am weitesten aufgelockert und unserer Zeit gemäß ist die Form Jakob Schaffners¹:

„Dieses Buch ist wesentlich gefördert worden durch das Anerbieten der Mercedeswerke in Stuttgart, die mir auf fünf Wochen einen Wagen mit Fahrer unentgeltlich zur Verfügung stellten. Ich beginne also füglich mit einem Dank an die Direktion von Daimler-Benz. Sie hat sich großherzig für eine Sache zur Verfügung gestellt, die weder sie noch das Reichsinteresse irgendwie berührte, bloß, um das Zustandekommen eines grundsätzlichen Werkes zu ermöglichen.“

Dieses Vorwort klingt reichlich nüchtern, man kann auch weiterhin den Eindruck der Reportage gelegentlich nicht los werden. Aber trotz allem, auch trotz dem oft schnarrenden Ton allzuflüchtiger Autofahrt —, das Buch hat ein Dichter geschrieben und wer die Schweiz, das Land kennt und liebt, wird es mit Gewinn und wachsender Bereitschaft lesen. Es hat Bilder, es deutet und sieht die Erscheinungen von einer eignen Warte und spricht sich mit bestrickender Sicherheit des jeweils passenden Tonfalls darüber aus. Nichts macht es aus, daß er mitten im Schauen wie ein pedantischer Reisender mit einem „Halt! Da müssen wir was übersehen haben“ sein Auto stoppt. Mir ist kaum noch ein schönes Stück Erde, das mir überdies wohlbekannt ist, so lebendig geworden, wie Maria-Einsiedeln und Luzern in Schaffners Beschreibung. Eines noch hat dieses Buch, das man auch bei dichterischen Heimatkunden ungern vermißt: eine, wenn auch etwas oberflächliche Karte des durchwanderten Landes.

Wie schon bemerkt, kann dichterische Heimatkunde auch in der Form von Lebenserinnerungen erscheinen und diese geben ihr dann etwas vom Glanz eines fast sehnüchtigen Entrücktseins, dafür unser geliebter verewigter Anton Wildgans („Musik der Kindheit“, Leipzig, Staackmann) ein so liebenswertes und frohmachendes Beispiel gibt.

Die Grundform bleibt bestehen, aber es geschieht nun, da die Bruchstellen einmal da sind (Schaffner!) eine starke Aufweitung der Grenzen. Karl Benno von Mechow² wandert schon nicht mehr nur, um von einem wiedergewonnenen Stück Heimat zu künden. Ihm ist vornehmste Aufgabe, die Stätten, die ein großer Mensch

¹ Berge, Ströme und Städte. Eine schweizerische Heimatschau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

² Leben und Zeit. Aus dem Land Österreich. Freiburg im Breisgau, Herder.

betrat, zu erleben. Er geht auf Stifters Spuren, in Stifters Geist —, das wird manchmal so sehr spürbar, daß man den doch selbst reich begnadeten Dichter des „Vorsommer“ oder „Abenteuer“ oder „Sorgenfrei“ kaum mehr hört. Die Gefahr der Aufgabe eigner Größe um eines Größeren willen ist nicht von der Hand zu weisen. Das Bild des Landes, das er scheu fast, mit unsäglicher Andacht und Sehnsucht betritt, ist vollends in Poesie getaucht. Und läßt er einmal der Gegenwart das Wort, so verliert sich der Dichter in eine so feierliche, fast antikische Getragenheit, deren das Dargestellte zu wenig würdig scheint.

„Die alte Stadt erwachte unter den vielen Glocken, auf dem Hauptplatz wurden die Buden der Verkäufer aufgerichtet und wir begegneten, jenseits der Donau aus Urfahr in die vordersten Hügel steigend, den Frauen, wie sie mit Hand- und Pferdekarren von den Höhen herabkommen. Sie gehen in schöner Haltung mit geraden Schultern und starker Brust und tragen an einem Lederriemen ihre Geldtaschen wie eine Seitenwaffe.“

Ist dieser Ton aus „Hermann und Dorothea“ nicht doch zu hoch gestimmt für die Haltung der Markt- (wir würden sagen: Naschmarkt-) Weiber?! Oder ist mir, der ich gewiß ein feines Ohr und Auge für dichterischen Klang und Farbe habe, vielleicht der Sinn dafür verloren gegangen?! Und zugegeben: ein Lob des Wiener Kaffeehauses und seiner Bedienung ist für den, der die diesbezüglichen Verhältnisse im Altreich kennt, sehr wohl am Platz —, aber dem in einem stark innenwärts gekehrten Buch ein immerhin geräumiges Loblied zu singen, scheint mir doch zu weit gegangen. Abgesehen davon, das Buch ist schön, hat tief-ernste Betrachtungen über den Stifter'schen Genius, lyrisch innige Landschaftsbilder und eine Erkenntnis, die die Begnadung dichterischer Weitschau so sinnfällig macht, daß sie hier stehen soll:

„Dieser Strom (die Donau) ist hier im Lande in seiner Herrschaft noch nicht gebrochen und wenn man ihn so in gewaltiger Ruhe aus immer neuen Windungen kommen und sich entgegenfließen sieht, empfängt man eine Ahnung von dem, was er dem Deutschen ist und immer sein wird. Nach geheimnisvollem Nieder- und Auftauchen im Ursprunggebiet teilt er den schwäbischen Raum mit seinen schönen Felsenufern, gleitet er am höchsten Münsterturm deutscher Kunst vorüber, schneidet er haargenau den Jura von der bayrischen Hochebene ab und nimmt er ab Regensburg jenes Urgesteingebirge auf die linke Seite, das wir auch hier noch auf seiner Linken finden. Noch weit über Passau hinaus stehen Deutsche an seinen Ufern, die ganz und gar Bayern sind im Blut. Wo er sich Eferding nähert, sind sie die großen Obsterzeuger und Genießer, die „Landler“, und sie waren schon ein wenig mehr dem Atem geöffnet, der vom völkerdurchfluteten Südosten bis zu ihnen gedrungen ist. Ihres „Landls“ Bauerntanz, der Landler, ist nach Wien gegangen und ist zum Walzer geworden. Also auch im Rhythmus ist das bestimmend Süddeutsche aus Oberösterreich gekommen. Hinter Enns schon tritt der Strom in die Außenländer der deutschen Besiedlung, und die Menschen, die nun an seinen Ufern Ausschau halten, sind nicht nur mehr Bajuwaren oder Nachfahren der stillen und gehorsamen Urbewohnerschaft und haben auch nichts mehr von den Römern. Aber seine Umfassung ändert sich nur allmählich, — zu seiner Linken laufen die Höhen des Mühlviertels aus in den Greinerwald, in die Waldviertel. Sie haben einem Manne, der von der Liebe für das Deutsche wie keiner zuvor angegriffen wurde, die Eltern gegeben. In der Stadt

unter dem Wiener Wald grüßt der Strom noch einmal die Gesamtheit aller, die ihn den Ihrigen nennen, und dann geht er hinein in den reichen und verwirrenden Südosten von Europa, der uns die Unruhe bringt.“

Solches Zusammensehen des Heute und Morgen aus dem Gestern macht die Bücher von Bruno Brehm¹ so unvergänglich, besonders den anlässlich der Heimkehr ins Reich in alle Welt gejubelten Hymnus auf sein „glückliches Österreich“, das Schönste, Stolzeste, Tiefsinnigste und Fröhlichste, was je über unser Land gesagt worden ist. Das ist Heimatkunde ganz großen Stils.

Verwandt ist ihm des großen Dramatikers Josef Wenter erschütternder Essai „Land Andreas Hofers“². Selige Besitzfreude und Weh über verlorenes Land haben den Dichter weise gemacht für seine Heimatschau:

„Wie bist du Mitte, mein heiliges Land! Seit uralten Zeiten eignet dir die Form eines Herzens. Und deine lebendigen Ströme deuten gleichnishaft im Kleinen, was des heiligen Reiches Ostmark im Großen war, ist und sein wird: Mittlerin nach Süd und Ost! Salve Teriolis! Sei mir ge- grüßt Land Andreas Hofers, heiliges Land.“

Von Brehm und Wenter ist ein Schritt nur zur hymnischen Form Weinhebers.

Vor ihm aber wollen wir noch haltnachen bei einem Dichter, dem an dichterischer Mächtigkeit reichsten im Mittegeschlecht unserer volkhaften Dichtung, der in jedem seiner Werke ganz ein Kün- der ist im Sinne des alten VATES: Friedrich Gries³. Ihn kümmert keine Jahrzahl und kein Name mehr. Das Gesicht der Landschaft, das Jahr, Hof und Dorf, die Menschen für sich, wie sie sind und sich zeigen aus ihrer Urform, der Erde heraus, schaut und erspürt der hintersichtige Dichter. Und das seltsame, eintönige und doch wieder bewegte Land seiner Heimat erschließt sich erst seiner Schau. Gries sieht hinter dem Bild das Werden, die Gestalt —, vom Ewigen, dem Acker her, Siedlung und Menschen, wie sie sich Leben suchen, mühsam und zäh, Leben schaffen und geben. Und sagt er einmal vom Geschehenen, so nur in demütiger Ehrfurcht vor dem Leben, das es weitergab.

„Niemals darf für uns Art und Haltung jener Zeit ganz verloren sein, die diese ersten Dinge einmal schuf; und ebenso werden wir mindestens als Ahnung, als bewegenden Grund unseres eigenen Wollens in uns be- wahren müssen, daß jene Zeit der Anfang jeglichen Mühens um die Ord- nung und Formung der deutschen Welt, um ihre Sinngebung, ihren Aufbau von innen her gewesen ist.“

Vielleicht hat dieser Dichter den Begriff der Heimat in seinem Ursinn erfaßt:

„Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die oft genannte Scholle gänz- lich außerhalb der Dinge liegt, die man ohne weiters entdecken kann; sie

¹ Wien, Die Grenzstadt im Osten. — Glückliches Österreich. Beide: Jena, Diederichs (vgl. meine Würdigung in „Unsere Heimat“ 1938, S. 208).

² In Perkonig's Sammelwerk „Deutsche Ostmark“ (Graz, Leykam), das die Vielgestaltigkeit der dichterischen Heimatkunde so reizvoll und anschaulich aufzeigt.

³ Das ebene Land. Mecklenburg. München, Bruckmann.

hat ihre ganz bestimmten, nur ihr eigenen Gesetze, und ihren Geruch spürt nur der, der eines Tages aufwacht und merkt, daß er sieben Jahre in ihr gelegen hat¹.

Die dichterische Heimatkunde gipfelt in jener letzten und höchsten Ausdrucksform, der Hymne, für die Josef Weinhebers „Hymnus auf den Kahlenberg“ das weithinstrahlende Beispiel ist. Was uns Wienern der Kahlenberg ist, Seligkeit und Trost, Rast und trunkener Blick auf die geliebte Stadt, naturhungriges Sonntagsglück und einsames Liebesleid, in jeder Gestalt, auch in der neuen, ein Freudenspender —, der Dichter taucht es ein in sonniges Behagen und seliges Wiegen des Walzers, Wort ist Musik, ist unsere Musik geworden! Es ist, als hätte er alle Herztöne der immer aufs neue Glückverstummten erlöst, so sehr befreit er uns vom Druck des Sagenwollens und Nichtkönnens, so unsäglich froh macht uns darum sein

Hymnus auf den Kahlenberg².

Nicht weil du, glanzbewußt,
heute so vornehm tust:
Weil du ein Wiener bist,
Berg, sei gegrüßt!
Warst in der überlangen Zeit
Glück für die kleinen Leut',
seliger Sonntagsgang;
waldwiesenlang.

Hast unsre Jugendjahr gesehn,
Veilchen und Primeln stehn
— längst ist die Kindheit fort —
immer noch dort.
Schwärmerisch frühstes Gefühl
aufnahm dein Waldgewühl,
einsames Liebesleid,
du hast's geweiht.

Warst uns, Geschlecht um Geschlecht,
wie du dich gabst, schon recht,
haben den feineren Herrn
auch wieder gern.
Weil du durch alle Not und Last
immer ein Lächeln hast,
weil du ein Wiener bist,
Berg, sei gegrüßt.

Hast uns die Stern' in der Nacht
heimatlich dargebracht,
heimatlich Turm und Dom,
blinkender Strom.
Wunderbar säumende Sicht,
unten lag, Licht an Licht,
die uns geboren hat,
schimmernd die Stadt.

Oder wenn Sonnenschein
wiegte die Wege ein
und du standst ernst und schwer
weinbügelher;
talwärts ein winzig Haus,
Buschen zum Tor heraus:
Noch schaut im Traume der Sinn
so nach dir hin.

¹ Es hätte den Raum um ein Vielfaches überschritten und lag überdies nicht im Rahmen dieses ersten Vorstoßes, wenn ich alle mir erreichbaren und bekannten Erscheinungen in die Betrachtung einbezogen hätte. Ich möchte aber hier noch einige Dichter als Verfasser dichterischer Heimatkunden namentlich anrufen: Werner Bergengruen, Rudolf Georg Binding, Hans Friedrich Blunck, Hans Brandenburg, Georg Britting, Kurt Arnold Findeisen, Karl Götz, Paula Grogger, Marie Grengg, Hans Christof Kaergel, Johannes Linke, Franz Nabl, Josef Ponten, Wilhelm Schäfer, Friedrich Schnack, Wilhelm von Scholz, Karl Springenschmid, Hermann Stehr, Herbert Strutz, Franz Tumler, Karl Heinrich Waglerl, Leo Weismantel, Heinrich Zerkauen.

² Man beachte das beigegebene Faksimile der Originalhandschrift, für deren Geschenk ich dem Dichter aus tiefstem Herzen Dank sage.

Hymne auf den Kahlenberg

Nicht weil du, Glanz bewirkt,
Leute so vernehmen will:
Weil du ein Wiener bist,
Berg, sei gegrüßt!

Was in der nibs langer Leit
Guck für dr Kleine Leut,
Religes Sonnabendsgang,
Habt nissem Lang.

Hasl more Feigenpfalz geschn,
Veilehen und Prinzenb. Rehn
- Langst ist die Hiodheit fort -
immer noch dort.

Almariisch fröhlestes Gefühl
aufnahm' du Walogewichl,
eisernes Lederleid,
du hast ° geweift.

Fluss ins die Stern' in das Naest
heimatlich dargebracht,
heimatlich Stern' und Dom,
blitzen den Dom.

Wunderbar sämmeide Sicht,
unter lag, Sicht au Licht,
die nis geboren hat,
schimmernd die Stadt.

Oder nun Sonnenschein
wiegte die Wege ein,
und du standst er müd im Schne
reis Rügelher.
Talwärts ein' Wieslitz Haas,
Büdelau zum Tor heraus;
Nach schaut in Traum oder Sinn
so nach dir hin.

Wart ins, Schlecht im Schlecht,
wie du dich gahst, was reest,
haben den Feinsorten Herrn
auch wieder gern.
Weil du durch alle Not im Land
immer ein Lächeln hast,
weil du ein Wieslitz bist,
Berg, sei segnast.

Torcs Wiesleher

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1938

Band/Volume: [27](#)

Autor(en)/Author(s): Vancsa Kurt

Artikel/Article: [Dichterische Heimatkunde 1-14](#)